

Anne Weber: Schillerrede in Marbach.

„Vielleicht sollten wir endlich mal dem Weg folgen, den Schiller uns aufgezeigt hat? Wie soll das gehen: über die Schönheit zur Freiheit wandeln?“ 13.11.2021.

Primärquelle: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/schillerrede-von-anne-weber-in-marbach-17631372.html>.

*

Angeregt und provoziert von einem Klassiker.

Anne Weber: Hier kommt Schiller, wer läßt sich mitreißen?

Fällt heute der Name Schiller, reagieren manche mit müdem Lächeln. Aber wie kann man gleichgültig bleiben vor seiner Kraft, vor allem der seiner Dramen? Ein Blick auf Friedrich Schillers Weltverständnis.

Mensch, sagte ich mir, den November vor Augen und in Schiller versunken, du kannst doch nicht vor den Leuten stehen und in gesetztem Ton einen Vortrag halten, du kannst doch zu diesem Anlaß nichts Gefriergetrocknet-Gescheites runterleiern? Hast du denn Schiller gar nicht gelesen? Hat er dich denn gleichgültig gelassen, oder bist du durchs Feuer seiner Gedanken und dramatischen Einbildungen gegangen? Bist du fühllos geblieben wie ein morscher Balken, oder hast du, manchmal wenigstens, Schwingen bekommen? Sieh dieses glatte, gebleichte Papier, sieh diese schwarzen, starren Buchstaben darauf – hey, ihr kleinen, eckigen Tintengesellen, lang genug geschlafen, hier kommt Schiller, setzt euch in Bewegung, wer führt den Tanz an?

Natürlich dürfte es Menschen geben, die nur ein müdes Lächeln aufbringen, wenn der Name Schiller fällt. Die ein akademisches Interesse heucheln oder sich zu einem herablassenden Halblob hinreißen lassen, vielleicht als Protest gegen einen unliebsamen Schillerkult, von dem in letzter Zeit allerdings nicht mehr viel übrig geblieben ist. Wie kann man aber nur, wenn es um Schiller geht, so viel Distanziertheit und Reserve aufbringen? Wer ihn liest, wer vor allem seine Dramen liest und nicht mitgerissen wird, wer diese geballte Kraft nicht spürt, diesen gespannten Bogen nicht zittern sieht, dem kann vermutlich von mir nicht geholfen werden.

Doch möge er wenigstens versuchsweise kurz aus seiner hohen Warte oder aus seinem festgestampften Standpunkt treten und einen Blick in das Mannheimer Theater werfen, in dem am 13. Januar 1782 die Uraufführung seiner ‚Räuber‘ stattfand: „Das Theater glich einem Irrenhause, rollende Augen, geballte Fäuste, stampfende Füße, heisere Aufschreie im Zuschauerraum! Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme, Frauen wankten, einer Ohnmacht nahe, zur Tür.“

Ich knirsche lesend mit den Zähnen.

Ein befremdetes Lächeln tritt auf die Gesichter der distanzierten Schiller-Skeptiker von heute. Sie sind es gewohnt, daß im Theater nicht der Zuschauerraum, sondern die Bühne einem Irrenhaus gleicht, während sie selbst gähnend im Publikum sitzen. In den letzten zwei Jahrhunderten hat sich die Erdatmosphäre erwärmt; das kulturelle Gemütsklima jedoch hat sich in Europa aus Gründen, die wir ahnen

können, stark abgekühlt: Schon lange ist niemand mehr bei einem Theaterbesuch in Ohnmacht gefallen.

Es scheint sich zu bewahrheiten, was der anfangs vielleicht etwas neidische und Goethe noch feindlich gesinnte Schiller an diesen schrieb, nämlich, „daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbstsüchtige Gemüther auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit geben kann als die Liebe“. Und so ist es nun also: Ich knirsche lesend manchmal mit den Zähnen, trage Schiller insbesondere seine Mißachtung der Christiane Vulpius nach und ansonsten: Je l'aime et je m'incline. [Ich liebe ihn und verneige mich vor ihm.]

Ironie soll mir gestohlen bleiben.

Wenn Spott und Ironie Schiller gar nichts anhaben können, wie ich vorhin behauptete, warum komme ich dann überhaupt darauf zu sprechen? Weil ich von seinem Pathos, von seinem stetigen Streben nach dem „Wahren, Guten, Schönen“, von seinem hohen Ernst ergriffen bin und etwas in mir sich zugleich dagegen wehren möchte, denn ich bin in eine Zeit des Mißtrauens aller Emphase gegenüber, in eine Zeit der Spötter und Ironiker hineingeboren. Und dagegen, gegen dieses Spotten und Höhnen, regt sich in mir ein vielleicht noch größerer Widerstand. Die Ironie ist eine schöne Erfindung; ich achte sie, wenn sie liebevoll ist (gibt es auch!) – oder aber wenn sie die einzige Waffe ist, die jemandem zur Verfügung steht, um sich verzweifelt und souverän zu wehren gegen Übermächtiges, gegen Not, Gewalt, Krankheit, Sterben. Wenn die Ironie aber bloß ein Fahrstuhl ist, mit dessen Hilfe man sich jederzeit über andere oder über sich selbst erhebt, bis man von nichts mehr angefochten werden kann, dann soll sie mir gestohlen bleiben.

Schiller ist den Spöttern ein leichtes Opfer, weil er selbst nie zu diesem einfachen Mittel der Selbsterhöhung greift. In seinen Dramen habe ich nur eine einzige in heutigem Sinne ironische Stelle gefunden, die aber nur unabsichtlich hineingerutscht sein kann, und zwar, als es am Ende des ‚Don Karlos‘ in der Bühnenanweisung heißt: „Der Großinquisitor [spricht] mit Feuer“. Mit Feuer, der Großinquisitor, der Andersgläubige auf dem Scheiterhaufen verbrennen läßt!

Von unserer heutigen Warte aus gesehen, sind Tiefe und Komik durchaus nicht unvereinbar. Aber Größe? Erhabenheit? Würde? Für diese drei haben wir nur noch Bananenschalen übrig. Größe, Erhabenheit, Würde: Könnt ihr noch einmal auferstehen? Seid ihr noch zu retten? Wäre es denn wünschenswert? Mit viel Pomp zur Schau getragene falsche Größe, falsche Erhabenheit, falsche Würde haben sich in Worten und Bildern in unser deutsches Gedächtnis gegraben. Wir haben nur noch lächerliche Darsteller dieser einst so gerühmten menschlichen Eigenschaften vor Augen. Fast wehmütig denke ich an Schiller, der noch an sie glauben, sie noch lebendig werden lassen konnte; sein erstaunliches „dramatisches Organ“, wie es [Thomas Mann](#) nannte, konnte sie noch in Szene setzen, und ich kann oder mag mir niemanden vorstellen, der sich der Wirkung dieser dramatischen Handlungen und der von den Figuren verkörperten Größe heute gänzlich entziehen könnte.

Als Hitler etwas aufging.

Es muß schon viel passieren, damit Schiller einen Mord rechtfertigt. Daß ein Herrscher seine Untertanen in Unfreiheit hält und ausbeutet, reicht ihm nicht. Die Guillotiniierung Ludwigs XVI. hat tiefen Abscheu bei ihm ausgelöst. Daß ein Despot

nicht nur das eigene, sondern auch fremde Völker unterwirft, ist Grund, gegen ihn zu rebellieren, aber rechtfertigt letztlich nicht den Mord. Die einzige Gewalttat in Schillers Werk, die von ihm selbst gutgeheißen wird, ist der Mord am Landvogt Gessler – und das, obwohl er aus dem Hinterhalt geschieht. Dieser Mord ist keine politische Tat. Tell ist bei dem berühmt gewordenen Rütli-Schwur nicht dabei, er will abseits bleiben, will nicht gemeinsam mit den anderen einen Aufstand vorbereiten. Er handelt als Einzelner, um seine Familie zu schützen. Und sogar dieser Mord an einem Unmenschen wird Tell auf der Seele lasten. Er, der Jäger, wird danach niemandem, auch keinem Tier mehr etwas zuleide tun und seine Armbrust nicht mehr anfassen. So weit war Schiller von allem revolutionären Tun entfernt, wenngleich die dem Morden wenig abgeneigten französischen Revolutionäre ihn 1792 zum Citoyen d'honneur [Ehrenbürger] und also zu einem der Ihren erklären wollten. Da sie sich anschließend schleunigst gegenseitig umbrachten, erreichte Schiller die Ehrenbürgerschaftsurkunde aus dem Totenreich.

Andere haben Schiller ihren Zwecken nutzbar machen wollen. Ein ‚Tell‘-Zitat ist einem Kapitel von „Mein Kampf“ als Motto vorangestellt, an Hitlers Geburtstag 1933 wurde das Horst-Wessel-Lied gesungen und die Rütli-Szene aus dem ‚Tell‘ aufgeführt; Schiller trug man als Banner vor sich her. Bis Hitler 1941 plötzlich aufging, daß in diesem Stück ein Tyrann ermordet wird. Und so wurde es, nachdem es jahrelang in den Himmel gelobt worden war, plötzlich verboten. Die Vereinnahmung wurde durch die wiederholten Anschläge auf Hitlers Person entkräftet und letztlich unmöglich gemacht.

Auch das Lächerliche wird zum tiefen Ernst.

Was ist es denn nun aber, was seine Stücke so packend und aufwühlend macht? Ist es die Wucht, die gezähmte Wucht und geistige Anspannung, die nötig waren, um gewaltige Zeitspannen und wirre Geschehnisse in den engen Raum eines Dramas zu bannen? Wer beim Lesen noch Muße hat, darauf zu achten, ob er nun vier- oder fünfhebige Jamben liest, hat mir etwas voraus; ich fühlte mich selbst von Vers zu Vers zu sehr angehoben und hatte Mühe, am Ende wieder auf die Erde hinabzufinden. Ich fieberte mit. Als Don Karlos sich im letzten Akt verbotenerweise in die Gemächer der geliebten Frau schleicht, die leider seine Stiefmutter ist, fürchtete ich so sehr sein ertapptwerden – obwohl es doch nun wirklich vorauszusehen war, zumal ich das Stück ja nicht zum ersten Mal las –, daß mir das Lächerliche seiner Verkleidung gar nicht auffiel. Denn in der Hoffnung, den Wächtern in dieser Gestalt Angst einzuflößen, erscheint Karlos zu diesem letzten Rendezvous als sein eigener Großvater, als Karl V., vielmehr als dessen Geist. Und hier ist es einmal umgekehrt: Nicht der Schillersche Ernst wirkt heute lächerlich, sondern auch noch das Lächerliche wird bei Schiller zu tiefem Ernst.

Hoher Ernst! Tiefer Ernst! Schiller schafft beides. Nur für die mittleren Lagen hat er keinen Sinn. 1795, zwei Jahre nach der „Terreur“ [dem (französischen) Terror], der jakobinischen Schreckensherrschaft, schwebt ihm vor, eine olympische Idylle zu schreiben. Nichts Weltliches soll darin Platz haben, „lauter Licht, lauter Freiheit“. Sobald sein „Gemüt nur erst ganz frei und von allem Unrat der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist“, will er sich daranmachen. – Hallo, ihr Kritiker des 21. Jahrhunderts, die ihr immerzu ‚Welthaltigkeit‘ fordert, habt ihr gehört? Ein Autor ohne schmutzige Finger, ohne Gedärme und Gelüste sollte diese Szene schreiben, das war Schillers Traum: ein reiner, dem Körper entschlüpfter, wie ein durchsichtiger, glänzender Luftballon in den Himmel aufsteigender Geist. Die geplante Idylle ist

verständlicherweise nie zustande gekommen. Aber vielleicht ist in dieser Vorstellung eine Quintessenz des Idealismus enthalten: Der Idealist, wirklich zu Ende gedacht, wäre kein Mensch, sondern reiner Geist, also etwas dem Geist gar nicht Vorstellbares.

Über die Schönheit zur Freiheit.

In jenen Jahren wollte Schiller die Menschen verbessern, meine Güte, wer hätte das nicht alles schon gewollt, auch heute wäre es nötiger denn je. Damals war es die [Französische Revolution](#), die die „mürben Fundamente“ des Staates hatte wanken lassen. „Wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen“ schien auf einmal möglich geworden. „Vergebliche Hoffnung!“, ruft Schiller. Die Menschheit ist moralisch nicht auf der Höhe der Zeit. Sie fällt ins Tierische zurück, mordet und plündert und hält sich dabei noch für besonders fortschrittlich, weil die Guillotine den Kopf so menschenfreundlich schnell abtrennt. Auch im Ersten Weltkrieg wird es dem Chemiker Fritz Haber beim Giftgaseinsatz darum gehen, den Krieg zu verkürzen und so Menschenleben zu retten. Wie kommen wir aus diesem gar nicht mehr Tierischen, sondern Pseudo-Vernünftigen wieder raus?

Es ist ein altes und immer neues Problem: Wie sollen Menschen plötzlich mit Freiheit umgehen können, die noch nie Freiheit kannten? Oder: Wie sollen Menschen eine Freiheit, die ihnen selbstverständlich geworden ist, weiter hochhalten? Schwierig. Sie hätten gut daran getan, sich selbst zu bessern, moralischen Menschen zu machen, bevor sie Umstürze planten; bevor sie es sich in der Wohlfahrtsfreiheit gemütlich machten. Vielleicht sollten wir endlich mal dem Weg folgen, den Schiller uns aufgezeigt hat? Wie soll das gehen: über die Schönheit zur Freiheit wandeln?

Was er meint, wenn er „Spiel“ sagt.

Wer heute Schillers „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“ liest, käme nicht im Traum auf die Idee, daß sie als Reaktion auf die Französische Revolution geschrieben wurden. Nicht nur, daß diese darin kein einziges Mal vorkommt; die Anspielungen darauf sind so gut versteckt, daß sie nur erraten kann, wer sie sucht. Statt zur Freiheit über die Schönheit zu wandeln, ist die Revolution durch ein Meer von Blut in eine neue Unfreiheit gewatet. Das solle nie wieder geschehen. Blinde, tierische Gewalt hat das Blutbad bewirkt, der „Kaltsinn“ der Vernunft, die Lichter der Aufklärung haben es nicht verhindern können: „es fehlt uns nicht sowohl an Licht als an Wärme“, schreibt Schiller. Und was ist nun das Mittel, mit dessen Hilfe die Triebe gebändigt und die Vernunft erwärmt werden sollen? Es ist das Spiel.

Das Spiel? Gerade rollten uns noch Tausende von Köpfen vor die Füße, und wir sollen nun – spielen? Auch hier funkelt dem dummen Gegenwartsmenschen wieder die Ironie dazwischen, weil er nicht kapiert hat, was Schiller meint, wenn er „Spiel“ sagt, nämlich eine ganz andere Art von Gesellschaftsspiel als wir es uns vorstellen; ein Spiel, in dem der Einzelne sich bessert und damit auch die Gesellschaft. Gemeint sind die Künste und ihr heilsamer Einfluß auf das menschliche Gemüt, wie Schiller ihn sich erhoffte.

Wissen war nie wertvoller.

Das Spiel ist bei Schiller – wie könnte es anders sein – etwas tief Ernstes, das Gegenteil von Zeitvertreib. Es ist ein „mittlerer Zustand“ zwischen Geist und Materie, der uns von unserem beschränkten Dasein befreien und zu einem absoluten

hinführen soll. Es ist im Übrigen weniger ein Spiel als das Ideal von einem Spiel: Es soll uns aus unserer begrenzten stofflichen Beschaffenheit in die unbegrenzte Welt des Geistes geleiten. Wollen wir da denn wirklich hin?

Unerreichtes Ideal.

Die Frage ist müßig, denn auch wenn wir uns auf den Weg machen sollten, ist die Hoffnung oder das Risiko gering, diese unbegrenzte Welt des Geistes jemals zu erreichen. Stattdessen gelangen wir dahin, wo wir, wenn wir uns mit Schiller beschäftigen, unvermeidlich irgendwann hingelangen, nämlich zum deutschen Idealismus, wir kommen zu Kant und zu Fichte und zu allem, was Schiller in sich aufgesogen und in eigene Gedanken und in Dichtung verwandelt hat. Im Marquis Posa hat Schiller uns das Porträt eines geradezu prototypischen Idealisten hinterlassen. Was genau kennzeichnet ihn, einmal abgesehen von seinem Ideal der Gedanken- und Religionsfreiheit? In ‚Don Karlos‘ fließen mehrfach Tränen; Don Karlos weint, weil er nicht weiß, ob er dem Freund noch vertrauen kann; Elisabeth weint, als ihr von Eifersucht geplagter königlicher Gemahl sie eine „Buhlerin“ schimpft; sogar der König weint, weil er in Posa zum ersten Mal einem Menschen zu begegnen glaubte, weil dieser seine „erste Liebe“ war – und ihn betrogen hat. Auch Posa weint, doch ist er der Einzige dieser Weinenden, dessen Tränen nicht um eines anderen willen fließen. Er weint, als er der Königin seinen nahen Tod ankündigt und sein Vermächtnis überbringt, er weint, weil er sterben wird, ohne sein hohes Ziel erreicht zu haben. Er beweint sein unerreichtes Ideal.

Schon in der Kindheit, schreibt Schiller in seinen „Briefen über Don Karlos“, sei Posa „der kältere, der spätere Freund“ gewesen; sein Herz „jetzt schon zu weitumfassend, um sich für ein einziges Wesen zusammenzuziehen“. Nach und nach wird er blind für die Menschen, die ihn lieben und ihm vertrauen; sie und ihre Leidenschaften werden in seinen Händen Werkzeuge für einen wichtigeren Zweck; seine Leidenschaft gilt nicht einzelnen Menschen, sondern der Menschheit; er sieht die Bäume nicht vor lauter Wald.

Was gibt ihm die Selbstgewißheit, mit der er sich anmaßt, „wie ein Gott“ über das Schicksal anderer zu verfügen und es für seine Zwecke nutzbar zu machen, was macht ihn in den eigenen Augen zu einem Überlegenen, dem es zusteht, für andere entscheiden zu wollen, als wären sie Schlafende oder unmündige Kinder? Sind die anderen nicht nur mit der eigenen Person, mit ihren Privatangelegenheiten, mit Gefühlen, über die sie nicht Herr werden können, beschäftigt? Ist er nicht der Einzige, der über sich selbst und die eigenen Verstrickungen hinaussieht, der Einzige, der ein höheres Ziel verfolgt? Es ist sein Ideal, das ihn und seine Handlungen in seiner Selbsteinschätzung so unanfechtbar macht. Es ist das Gefühl moralischer Größe und Überlegenheit. Es ist das scheinbar untrügliche Gefühl, auf der richtigen Seite zu stehen.

Es gibt auch armselige Ideale.

Eine jüngst in einer amerikanischen Zeitschrift für Neurowissenschaften veröffentlichte Studie, in der die Hirnaktivität von Probanden per MRT-Scan untersucht wurde, zeigte, daß Menschen mit starken moralischen Überzeugungen dazu neigen, Gewalt nicht nur nicht abzulehnen, sondern gutzuheißen, und daß ihr Gehirn angesichts von Gewaltszenen gegen Menschen, deren Moralvorstellungen sie ablehnten, Belohnungssignale aussendete. Das scheint so eingerichtet zu sein, um

den Zusammenhalt einer Gruppe zu stärken, doch wenn sich der Zusammenhalt einer Gruppe und deren Abgrenzung von einer anderen Gruppe stärkt, erhöht sich zugleich die Kriegs- oder Konfliktgefahr.

Mehr zum Thema.

Was ich nun dieser Studie, vor allem aber Schillers ‚Don Karlos‘ am Ende entnehme, ist, daß wir uns vor unseren Idealen hüten sollten und auch vor dem Idealismus, wenn er den einzelnen Menschen vernachlässigt oder vergißt. Kaum etwas hat so eindringlich zu mir gesprochen wie folgende Schillersche Zeilen, nämlich „daß man sich in moralischen Dingen nicht ohne Gefahr von den Individuen entfernt, um sich zu allgemeinen Abstraktionen zu erheben, daß sich der Mensch weit sicherer den Eingebungen seines Herzens oder dem schnell gegenwärtigen und individuellen Gefühle von Recht und Unrecht vertraut, als der gefährlichen Leitung universeller Vernunftideen, die er sich künstlich erschaffen hat – denn nichts führt zum Guten was nicht natürlich ist“.

Hat das derselbe Mann geschrieben, dem die Idee, der Geist, so kostbar waren? Sind das die Worte eines ‚Idealisten‘? In einem Brief an Körner spricht er von dem „armseligen, kleinlichen Ideal, für eine Nation zu schreiben“. Das Ideal bezeichnet nämlich keineswegs nur das Wahre, Große, Schöne; es gibt armselige Ideale – und es gibt sogar schlechte.

In einem Dokumentarfilm, den Malte Ludin, Sohn des an der Deportation von Zehntausenden slowakischer Juden beteiligten Kriegsverbrechers Hanns Ludin, über seine Familie drehte, versichert seine Schwester, ihr Vater sei „ein Idealist gewesen, ein romantischer Patriot“.

Schauspieler des Unmöglichen.

Nun kann der Marquis Posa nicht mit Robespierre, noch weniger mit dem Großinquisitor und am allerwenigsten mit einem Hanns Ludin verglichen werden: Er geht nicht leichtfertig über Leichen. Sein Ideal, die Religions- und Gedankenfreiheit, ist weder armselig noch schlecht: Die Jahrhunderte haben ihm nichts von seiner Gültigkeit genommen. Jedoch muß der Idealist nicht nur aufpassen, daß er sich keinem falschen Ideal verschreibt; er darf auch keine Sekunde lang vergessen, daß dieses Ideal, das ihm als höchstes Ziel vorschwebt, keineswegs das kostbarste Gut ist, sondern daß über ihm, ja sogar weit über ihm, immer das Lebendige, der einzelne Mensch steht. „Schon allein dieses“, schreibt Schiller, „daß jedes solche moralische Ideal oder Kunstgebäude nie mehr ist als eine Idee ..., schon dieses allein, sage ich, müßte sie [diese Idee] zu einem äußerst gefährlichen Instrument in seinen Händen machen.“ Nicht mehr als eine Idee! Ist das noch ein Idealist, der das sagt?